



(Nachdruck verboten.)

Lady Diana's Geheimniß.

Roman von Florence Marryat.

8) (Einzige autorisirte Uebersetzung.)

„Wollen Sie mir das Schreiben zeigen?“ fragte Mrs. Matthews den Advokaten.

„Gewiß!“ verſetzte Mr. Ashfold, das Blatt auseinanderfaltend.

Die Alte ſchaute ſtürzend hinein und ſagte dann entſchloſſen: „Nun wohl, Mylord, hier iſt nichts mehr zu verſchweigen. Was Mylord da ſchreibt, iſt wahr. Mr. Antony iſt nicht Ihr Sohn!“

„Aber weſſen denn?“

„Sie fragen mehr, als ich weiß, Mylady. Sie waren damals jebr krank; Mylord machte Tag und Nacht bei Ihnen, während Sie im Fieber lagen und immer riefen, Sie hätten Ihr Kind getödtet. Deſhalb riefen die Aerzte, um jeden Preis einen Erſatz zu beſchaffen.“

„Aber wiſſen Sie beſtimmt, daß mein Sohn ſtarb?“

„So gewiß, wie ich hier ſtehe! Ich legte das arme, kleine Weſen ſelbſt in den Sarg.“

„Doch weſſen Kind iſt Antony?“

„Ich kann es Ihnen nicht ſagen und wenn Mylord ſelbſt es gewußt hätte, würde er es doch ſicher in dem Papier da geſagt haben.“

„Unſinn! Er wußte es. Wer brachte denn den Knaben nach Gardenholm?“

„Der Arzt, Mylady.“

„Und Sie wollen mich glauben machen, daß weder Sie, noch ſonſt Jemand von der Dienerschaft fragte, woher das fremde Kind kam?“

„Verzeihung, Mylady! Niemand von den anderen Dienern wußte um die Sache. Sobald es ſicher war, daß Ihr Kind nicht leben konnte, traf Mylord ſeine Maßregeln.“

„Auch fand Mr. Antony Melſtrom unter einer Hecke, wie ich vermuthe!“ ſiel die Gräfin ſpöttlich ein.

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, wo Mylord ihn fand; es wäre auch nicht recht geneſen, meines Herrn Geheimniße auszuſpüren. Ich weiß nur, daß er ihn hierherbrachte und mir beſahl, ihn zu pflegen, als ſei es ſein eigenes Kind.“

Die Gräfin machte nach dieſer Erklärung der alten Dienerin ein ſehr ungnädiges Geſicht. „Sie ſehen, Mr. Ashfold“, ſagte ſie ärgerlich, „wir ſind der Löſung um keinen Schritt näher gekommen. Dieſe alte Perſon kann oder will uns keinen Aufſchluß über die Herkunft Antonys geben und ſo bleibt mir nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß er ein illegitimer Sohn meines Vatters iſt.“

„Nein, nein!“ ſiel ihr Mrs. Matthews faſt heftig ins Wort, „ich weiß beſtimmt, daß dies nicht der Fall iſt.“

„Wollen Mylady mir erlauben, einige Fragen an die Frau zu ſtellen?“ fragte jetzt der Advokat. „Mrs. Matthews, Sie kannten natürlich die Schweiſter des Lord, Lady Diana, und wiſſen auch, was vorgefallen?“

„Ob ich ſie kannte? Habe ich ſie nicht großgezogen und geliebt wie mein eigenes Kind? Sie war 10 Jahre jünger, wie ihr Bruder. Gott habe ſie Beide ſelig!“

„Nun, ſo hören Sie mir gut zu, Mrs. Matthews“, fuhr der Advokat mit erhobener Stimme fort, „und beantworten Sie mir ehrlich meine Frage. Wiſſen Sie, ob Mr. Antony etwa der Sohn Lady Diana Melſtroms iſt?“

Bei dieſen Worten wurde die alte Frau dunkelroth vor Entrüſtung, und einen Schritt vortretend, ſagte ſie mit halb-

erſtickter Stimme: „O mein Herr, wie können Sie ſo etwas ſagen? Sie haben kein Recht, meine arme todtgeborne ſo grundlos zu verleumben!“

„Mrs. Matthews!“ rief die Gräfin gebieteriſch dazwiſchen. „Sie ſcheinen ſich zu vergeſſen!“

„Ach, Verzeihung, Mylady!“ entſchuldigete ſich die Dienerin, „aber es iſt ſo grauſam — gegen eine Todte!“

Und ihr Geſicht in den Händen verbergend, ſant ſie vor Aufregung zitternd auf den Stuhl.

„Ich ſehe keine Verleumdung darin, gute Frau!“ ſuchte Mr. Ashfold ſie zu beruhigen. „Lady Diana hielt ſich für eine verheirathete Frau, — ſie iſt daher nicht zu tabeln. Aber ich habe kürzlich Nachforſchungen angeſtellt und herausgefunden, daß Lady Diana, nachdem ſie ſich in den Schutz ihres Bruders begeben hatte, einem Kinde das Leben ſchenkte, ein Ereigniß, das der Lord aus Rückſicht für den Ruf ſeiner Schweiſter vor der Welt zu verhehlen ſuchte. Jedenfalls hat er die Umgebung der Lady zu der Ausſage beſtochen, das Kind ſei todtgeborn ge-

wesen und hat es dann heimlich auf ſeine Koſten erziehen laſſen. Lady Diana ſoll bald darauf in Rom oder Florenz geſtorben ſein. Als der Lord ſpäter, um Ihr Leben zu retten, Mylady, ein Kind als Erſatz ſeines todtten Sohnes brauchte, war es wohl natürlich, daß er dieſen Keſſen annahm. Ich wenigſtens zweifle nicht daran!“

Er wurde durch ein leiſes Stöhnen unterbrochen und als er ſich umwandte, ſah er, daß die Geſellſchafterin ohnmächtig in den Sefſel zurückgeſunken war.

„Ich dachte es gleich!“ murmelte er, „die Hitze in dieſem Zimmer war zu groß für ſie!“

Lady Culwarren war erſchrocken aufgeſprungen und bemühte ſich im Verein mit der Dienerin, die Beſinnungsloſe zu ſich zu bringen. „So helfen Sie uns doch, Mr. Ashfold!“ rief ſie dem Anwalt zu, „Klingeln Sie, daß man Waſſer bringt. Es iſt nur Ihre Schuld! Sie hätten die Geſchichte in der halben Zeit vorbringen können.“

„Laſſen Sie mich ſie auf ihr Zimmer bringen, Mylady!“ bat Mrs. Matthews, die heftig zitterte, „ich habe dieſe Anfälle ſchon öfters bei ihr geſehen und weiß, daß nur Ruhe hier helfen kann.“

Da die alte Dienerin ſeit jeher im Schloſſe als „Autorität in medizinischen Angelegenheiten“ galt, ſo fügte ſich die Gräfin ihren Anordnungen; ſie ließ Miß Paget auf ihr Zimmer bringen und ſetzte dann ihre Berathung mit dem Advokaten fort.

Unterdeſſen war Mrs. Matthews eifrig um die noch immer ohnmächtige Geſellſchafterin bemüht. Nachdem ſie ſie auf ihr Lager gebettet, löſte ſie ihr die Kleidung und nahm ihr das Muſſhäubchen ab, wobei eine Fülle prächtigen, goldblonden Haares ſichtbar ward. Dann benezte ſie ihre Stirn und Schläfen ſo lange mit Waſſer, bis ſie endlich die Augen öffnete, ſich halb aufrichtete und verwundert um ſich ſchaute. Allmählich ſchien ihr die Erinnerung wiederzukehren, denn ſie wandte ſich mit dem Ausdruck des Schreckens zu ihrer Pflegerin: „Matthews, haben ſie mich auſſindig gemacht? Kennt dieſer Mann mich?“

„Nein, nein, meine Liebe!“ erwiderte die Alte haſtig. „Niemand weiß es. Legen Sie ſich nur ruhig hin!“

„D, jetzt weiß ich es, Matthews! Sie ſprachen von Antony! Kommt, geſteht mir die Wahrheit: hat dieſer Mann gelogen oder iſt Antony Melſtrom das Kind, von dem Ihr mir geſagt, es habe nie geatmet?“

„D, meine liebe Lady, was ſoll ich Ihnen darauf antworten?“ entgegnete die Dienerin in ſichtlicher Verwirrung.

„Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!“ war die ungeduldige Erwiderung. „Ihr wißt um die Sache, und bei Gott, ich erwirge Euch, wenn Ihr es mir nicht ſagt!“

Sie sah so drohend aus in ihrer leidenschaftlichen Erregung, aus ihren Augen brach ein so wilder, qualvoller Blick von Mutterliebe, daß die Alte erschreckt zurückwich.

„Ich kann nicht, Mylady!“ sammelte sie, „ich habe einen Eid geschworen, das Geheimniß nie zu verrathen. Wollen Sie mich meineidig machen?“

„Aber mein Bruder dachte ja nicht daran, daß Andere es ergötzen würden. Matthews, im Namen meines todtten Bruders spreche ich Euch von dem Schwure los! Und nun um Gotteswillen, quält mich nicht länger, — sagt mir die Wahrheit.“

„Ich kann es Ihnen nicht verweigern, Mylady! Ja, Antony ist Ihr Kind. Auf Mylords Befehl nahm ich ihn von Ihrer Seite weg und übergab ihn meiner Schwester, bis er nach Gardenholt gebracht wurde, um Lady Culwarrens todtten Sohn zu ersehen. Aber bitte, vergessen Sie nicht, daß es auf Befehl Ihres Bruders geschah und daß wir Beide glaubten, es sei so am besten für Ihre Ehre und ihre Zukunft.“

Miß Baget schien die letzten Worte nicht gehört zu haben. Sie war von ihrem Lager aufgesprungen, und unfähig, den entfesselten Sturm ihrer Gefühle zu beherrschen, ging sie heftig erregt im Zimmer auf und ab.

„Mein Kind!“ murmelte sie. „Antony mein Kind! Wie konnten sie es wagen, mir weiß zu machen, daß es todt sei. O, jetzt begreife ich, warum es mich immer so mächtig zu ihm hinzog! Es war die Kraft der Mutterliebe, die sich unbewußt in mir regte! O, mein Kind, mein Sohn! Matthews!“ wandte sie sich an die alte Dienerin, die ängstlich nach ihr hinblickte, „Ihr braucht Euch nicht zu fürchten! Ich verzeihe Euch Euren Antheil an dem Betrug. — Ihr habt es ja gut gemeint. Und ich bin so glücklich, daß mein Knabe lebt, — so glücklich, — ich könnte jetzt selbst die bittere Vergangenheit segnen.“

„Doch, Mylady, was wird nun geschehen?“

„Ich weiß es noch nicht. Vorläufig kann ich nur an das Eine denken, — daß er mir gehört. O Matthews, es war doch grausam, mir mein Kind wegzunehmen!“

„Aber wir dachten, es sei das Beste für Sie, Mylady!“ entschuldigte sich die Alte schluchzend. „Ihr Bruder wollte sie vor weiterer Sorge und Schande bewahren und als er Sie nach einigen Jahren hierherbrachte, ließ er mich schwören, Ihnen nie zu verrathen, daß Antony Ihr Sohn sei.“

„Mein Bruder hatte die besten Absichten, aber es war doch eine Grausamkeit. Das Recht einer Mutter sollte unantastbar sein. Jetzt verstehe ich auch, weshalb er mich unter anderem Namen hierher zu meinem Sohne brachte! Und als er im Sterben lag, hat er mich so oft gebeten, Antony zu lieben, zu behüten! O welches Glück, daß ich meinen Liebling wieder habe. Doch, o mein Gott!“ rief sie, sich plötzlich besinnend, „ich darf mich ihm ja nicht zu erkennen geben, darf niemals das süße Wort: „Mutter“ von seinen Lippen vernehmen! Matthews, wie soll ich das ertragen?“

„Sie waren bisher so stark und tapfer, Mylady, — um feinetwegen bleiben Sie muthig!“

„Ihr wißt aber nicht, welche Qual es ist, in seiner Nähe zu sein, seine Stimme zu hören, in seine liebe fröhlichen, treuen Augen zu schauen, ihn von Anderen loben zu hören und nicht sagen zu dürfen: Er gehört mir! Al! die bitteren Jahre, die ich in trauriger Hoffnungslosigkeit dahingelebt, sind nichts gegen diese Marter! Meine Buße beginnt erst jetzt!“ — Und von Schmerz übermannt, brach die unglückliche Mutter in heiße Thränen aus. Bestürzt über diesen Ausbruch der Verzweiflung, den sie bei ihrer Herrin nicht erwartet hatte, trat die alte Dienerin auf die Weinende zu. „Fassen Sie sich, Mylady!“ bat sie mit eindringlicher Stimme, „Sie dürfen und werden sich nicht verrathen! Denken Sie an Ihre Ehre und an diejenige Mr. Antony's! Was würde aus uns Allen werden, wenn Sie Ihren wahren Namen enthüllen wollten!“

Die Worte waren gut gemeint, aber aus dem Munde der Untergebener schienen sie Lady Diana zu verletzen. Der ganze Stolz der Aristokratin, der so lange unter dem Joch der Abhängigkeit geschlummert hatte, regte sich wieder und bligte aus den Augen der Gesellschafterin, als sie abweisend erwiderte: „Ihr braucht mich nicht an meine Pflicht zu erinnern, Matthews! Einmal habe ich mich vergeben, aber es soll nie wieder geschehen. Lady Diana Welstrom ist todt — unter dem freien Himmel Italiens liegt sie begraben. Ihr braucht nicht zu fürchten, daß sie je ins Leben zurückkehrt. Mag mein Herz auch brechen, Matthews, mein Kind soll nie über seine Mutter zu erröthen haben! Mögen seine Eltern ihm auch ferner unbekannt bleiben. Meine Lippen werden nicht den Stempel des Bastards auf seine unschuldige Stirne drücken!“

„Mylady!“ jammerte die Alte, „wird es nicht Ihre Kräfte übersteigen?“

„Ich werde es zu ertragen suchen, so lange es geht. — einmal wird der Tod mich ja von allen Qualen erlösen. Und nun geht, Matthews, ich muß allein sein!“

„Soll ich Lady Culwarren etwas ausrichten?“

„Ja, sagt Ihr, es ginge mir besser, ich sei aber noch schwach und wolle mit Ihrer Erlaubniß bis zum Abend hier bleiben. Sorgt, bitte, daß mich Niemand stört, auch Aih nicht, — ich will ganz allein sein!“

Die Dienerin verließ das Zimmer und Miß Baget trat an das offene Fenster, um die heiße Strömung im leichten Windhauch zu fühlen und das Zucken ihres Herzens zu beschwichtigen.

Vom Park herauf klangen helle Stimmen, heiteres Lachen und Scherzen. Ueber das Gesicht der Gesellschafterin slog ein trauriges Lächeln. „So lachte ich auch einst!“ murmelte sie vor sich hin, „und so scherzte ich, bis er meinen Weg kreuzte und all' meine Fröhlichkeit in Elend verwandelte!“

Eine Stimme, heller und lauter als die übrigen, wurde jetzt hörbar. Miß Baget erkannte sie sofort: es war diejenige Antony's, der mit Lilian Osprey sprach. Das Herz der Mutter begann heftig zu klopfen, und dem ersten Impuls folgend, lehnte sie sich vor, um in das geliebte Antlitz des neugewonnenen Sohnes zu schauen. Aber plötzlich überkam sie ein Gefühl der Furcht; sie trat hastig zurück und die Hände vor das Gesicht schlagend, sank sie wie gebrochen in einen Sessel. „Ich kann meinem eignen Kinde nicht in's Auge schauen!“ stöhnte sie. „Varmherziger Himmel, habe Mitleid mit mir! Meine Strafe ist schwerer, als ich zu tragen vermag!“

(Fortsetzung)

Das Armeniermassacre in Konstantinopel.

Der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ wird von einem Augenzeugen geschrieben:

Es war Freitag Nachmittag, schon hatte der rumänische Dampfer, die „Cobra“, am Quai zu Galata angelegt, das Signal zum Auslaufen war gegeben, aber immer wieder neue Passagiere drängten an Bord, in hastiger Eile riefen die Wagen zum Quai an, Fremde, begleitet von Militär oder Kavassien der Konsulate, entstiegen ihnen und stürzten der Schiffbrücke zu.

Endlich kam die „Cobra“ in Bewegung; noch einmal entrollte sich bei der Fahrt durch den Bosphorus das unerreicht schöne Bild der dreifachen Stadt; Pera und Galata mit ihrem Wahrzeichen, dem Galatathurm, entschwanden zuerst dem Blicke der auf dem Decke dicht gedrängten Menge, dann verblühte auch das Bild Stambuls, endlich, als das Schiff um das Vorgebirge von Roumeli Hissar schwenkte, auch das asiatische Scutari mit dem weithin sichtbaren Leanderthurm. — Selten wird dem Abendländer, der gekommen, die Wunder der Märchenstadt am goldenen Horn zu schauen, der Abschied von ihr leichter geworden sein, als uns, die wir endlich nach drei Tagen der entseflichsten Greuel an sicherem Bord die Stadt im Rücken ließen. Es sind wahrhaft Tage des Schreckens und des Greuels gewesen, von denen ich der nur schwer eine zulängliche Vorstellung machen kann, der sie nicht miterlebt hat. Für die in Konstantinopel weilenden Europäer aber, die im Verlaufe der Zeiten ähnlichen Greueln anzunehmen Gelegenheit hatten, waren die Tage des 26., 27. und 28. August gleichwohl schrecklicher, als ähnliche frühere Vorfälle, da das Massacre dieser Tage nicht wie sonst in den türkischen Quartieren Scutari oder Stambul sich abspielte, sondern das Vorden das europäische Viertel Galata zum Schauplatz hatte und sich bis nach Pera hinauf erstreckte, so daß die Wuththat sich diesmal unmittelbar vor den Augen der Fremden abspielte.

Wenn ich als Augenzeuge Ihren Lesern eine kurze Schilderung der Vorgänge zu geben versuche, so verweise ich hinsichtlich der äußeren Geschehnisse auf die Telegramme und beschränke mich auf ein knapp gefaßtes Stimmungsbild. Sind doch leider die zu schildernden Vorfälle von typischer Bedeutung für die Zustände der türkischen Hauptstadt überhaupt und gehört daher ihre Darstellung zu jeder vollständigen Schilderung Konstantinopels. Es war gegen 2 Uhr am Mittwoch Nachmittag (26. August d. J.), als wir in unserem Hotel Pesth (Grande rue de Pera neben der

russischen Bottschaft) durch einen polizeilichen Tumult auf der Straße draußen vor dem Hotel alarmirt wurden. Ueber die steil abfallende, Pera mit dem tiefer gelegenen Galata verbindende Straße stuthete eine endlose Menschenmenge, zuerst Kaufleute und Arbeiter, die anscheinend kopfüber ihre Geschäfte und Verrichtungen verlassen hatten, wenigstens stürzten sie ohne Kopfbedeckung in athemloser Hast hinaus; dann aber, nach einer kleinen Pause, in dichten Reihen Armenier; Todtenblässe lag auf ihren Gesichtern, hier und da schleppten zwei einen verwundeten Freund und Stammesgenossen, dann wurde von unten herauf Schreien vernehmbar. Zwei bis drei Minuten darnach war kein offener Laden, keine unverschlossene Thüre von Pera bis Galata mehr zu sehen, alle Häuser, die Hotels wie die öffentlichen Gebäude, auch die auswärtigen Postanstalten, wurden mit eisernen Goutrinen von oben bis unten gesperrt und Todtenstille herrschte auf den Straßen, unterbrochen nur durch die Tritte einzelner Flüchtlinge, die noch immer in kurzen Intervallen vorüberkamen. Gegen 4 Uhr endlich — nach Stunden entsetzlicher Erregung — erhielten wir die ersten Nachrichten über den Stand der Dinge. Ein deutscher Bediensteter der Ottomanischen Bank war ins Hotel gekommen und von ihm erfuhren wir, daß die Ottomanische Bank von circa 25 mit Dynamit ausgerüsteten Armeniern überrumpelt und nun besetzt worden sei, daß auch in anliegenden Häusern Armenier postirt seien und zwischen Militär und Armeniern ein regelrechtiger Handgemenge stattfinde. Ich habe mich auf diese Mittheilungen hin einem aus vier Herren unleres Hotels gebildeten Komitee angeschlossen, welches beabsichtigte, soweit thunlich, weitere Erkundigungen einzuziehen und sich zu diesem Zwecke nach Galata zu begeben. Das Unternehmen war nicht so waghalsig, wie es aussah, denn unmittelbar neben dem Hotel befand sich die Station der Pera mit Galata verbindenden Tunnelbahn. Diese ermöglichte uns, ohne die Straßen selbst passiren zu müssen, unmittelbar einen Blick über das Schlachtfeld zu gewinnen. Nichtsdestoweniger erschrocken waren wir über das, was wir gleich am Ausgange dieser Bahn zu sehen bekamen. Auf allen Seiten Türken und Armenier im Handgemenge; die Armenier, anscheinend auf der Flucht von ihren Verfolgern ergriffen, waren unbewaffnet, die Türken dagegen mit allen erdenklichen Schuß- und Stuchwaffen versehen, jeder zum mindesten mit einem faulstidigen Prügel ausgerüstet. In weniger als zwei Minuten waren etwa 6 Armenier todt auf dem Trottoir niedergestreckt; immer waren es mindestens 5 Türken, welche in fanatischer Wuth — der Schaum trat einzelnen aus dem Munde — vereint mit ihren Knütteln, an denen Blut und Fleischstücke hingen, auf die Unglücklichen einschlugen. Noch entsetzlicher war das Bild, das sich auf der Pera mit Galata verbindenden Straße bot: Nicht weniger als 40—50 Leichen bedeckten das Steinpflaster und auf ihnen wurde das Morden unaufhörlich fortgesetzt! Unbeschreiblich war die bestialische Rohheit, mit der die Türken ihre Opfer verstümmelten. — Da stürzt ein Armenier an der Ecke der Straße zusammen, zwei Türken schlagen mit ihren Prügeln auf den Sterbenden ein, ein dritter zerselbst ihn mit einem langen Küchenmesser, bis nur noch eine formlose Leiche vor ihnen liegt. Auch die Türken hatten Verluste, allerdings nur an den Stellen, wo die organisirte Bande der aufständischen Armenier ihnen gegenüber trat. Der Schauplatz des blutigsten Mordens war die neue Brücke, die zwischen Galata und Stambul über das Goldene Horn geschlagen ist. Dort liegen die Leichen massenhaft aufgethürmt. Daß der Aufstand von den Türken möglichst zum Blündern und Rauben ausgenützt wurde, braucht nicht erwähnt zu werden, wohl aber, daß zwischen armenischen und nicht armenischen Geschäften keinerlei Unterschied von den Raubenden gemacht und Alles, was nur irgendwie Geldwerth hatte, fortgenommen wurde.

Das für uns Europäer Seltensame an der Sache war, daß bei den geschilderten Scenen des Mordens und Blünderns nicht nur Polizisten, sondern größere militärische Abtheilungen zu Pferde in unmittelbarer Nähe hielten, ohne irgendwie einzugreifen.

Die in Galata verbreitete Ansicht, daß das Massacre gegen die Armenier wenn auch nicht im Auftrage, so doch unter conniventer Duldung der Pforte geschah, ist uns dabei sehr glaubhaft geworden, unzweifelhaft aber erst, als wir am nächsten Morgen sahen, daß das Militär selbst die empörendsten Mißhandlungen an unschuldigen Armeniern verübte.

Während in der Nacht in unserem verhältnißmäßig sicheren Pera nichts Neues geschah, bewies der Morgen, daß der neue Tag noch nicht das Ende der Greuel bringen werde. Schon

in aller Frühe begann das Schießen, und was für uns das Schlimmste war, die Bluthatzen spielten sich in einem erheblich engeren Kreis um das Fremdenviertel ab. Wie am Tage vorher, so waren auch am Donnerstag alle Läden geschlossen, doch konnte man sich, wenigstens ohne Lebensgefahr, auf der Straße in der Nähe des Hotels aufhalten. So stand die Sache, als am Nachmittag durch ein Vorkommniß die Lage auch für uns unheimlich wurde. Schon vorher hatten polizeiliche und Militärpatrouillen Pera durchzogen, das Aussehen dieser seltsamen Gestalten ist, wie bekannt, für den Europäer nicht besonders beruhigender Art, ein oder das andere Mal hatte man aus den gegenüberliegenden Häusern, welche von Armeniern bewohnt wurden, Leute herausgeholt, unter den rohesten Mißhandlungen fortgeschleppt, und das Loos dieser Unglücklichen war für uns nicht zweifelhaft, denn entweder wurden sie in den Händen der Polizisten von der wüthenden Menge erschlagen oder aber in der folgenden Nacht noch, nach echt türkischer Procedur, hingerichtet. Nicht ernsthaft aber wurde die Sache für uns, als während des Nachmittags in unserer nächsten Nähe Schüsse fielen. Das Signal dazu hatte die Ermordung eines Armeniers durch einen Polizisten vor der schwedischen Gesandtschaft gegeben, bald war auch die Pera-Straße bis zum Polizeigebäude mit Blut bespritzt. Das war um so bedenklicher, als bisher der Boden des eigentlichen Fremdenviertels, wenn nicht durch völlerrechtlichen Vertrag, so doch durch eine hundertjährige Tradition als sacrosanct betrachtet worden war.

Unser Schrecken sollte noch größer werden, als gegen 7 Uhr unmittelbar hinter dem Hotel Peshh helle Feuergerben in die Luft schossen und das Nebenhaus in Flammen stand. Wer die Bauart Konstantinopels und seine Feuerlöscheinrichtung kennt, wird begreifen, welche entsetzliche Aufregung, nicht nur der Bewohner der nächstgelegenen Häuser, sich bemächtigte. Bald waren auch die Tulumbaszi (Feuerwehrlente) am Platze. Diese Leute, halb nackt, barfuß und sonnenverbrannt, einer Bande losgelassener Wilden gleich, sind meist mehr als das Feuer selbst ein Schrecken der Bevölkerung.

Ihr Eifer gilt erfahrungsgemäß nicht der Löschung des Brandes, sondern dem Ausrauben der vom Feuer bedrohten Häuser, ganz abgesehen davon, daß ihre Eingriffe bei dem vollständigen Mangel an Organisation und Leitung und bei der ungenügenden Ausrüstung — sie führten nur kleine Spritzen mit sich, die von je vier auf den Schultern getragen werden — gänzlich nutzlos bleiben muß. Endlich aber kam die nach europäischer Art von dem ungarischen Grafen Szekenyi eingeführte und zur Zeit noch geleitete Feuerwehr auf den Brandplatz, vor welcher nach einem Fernan des Sultans die einheimischen Feuerwehren sofort den Platz zu räumen haben, und bald war die größte Gefahr beseitigt.

In der Zwischenzeit hatte unser Hotel Zuwachs an Gästen erhalten, der rumänische Dampfer „Cobra“ hatte endlich gewagt, Anker vor Galata zu werfen. Nur ein Viertel seiner Passagiere, diejenigen, welche die sofortige Rückreise aus irgend welchem Grunde nicht antreten konnten, waren an's Land gegangen. Wir sahen sie in einzelnen Trupps, schwer mit Gepäck beladen, die steile Perastraße zu Fuß heraufkommen, denn weder Lastträger noch Kutscher waren ihnen bei ihrer Ankunft zur Verfügung gestanden, da die Einen wie die Anderen sich zuerst aus Armeniern rekrutiren. Der Willkomm, welcher die „Cobra“ beim Einlaufen in den Hafen empfing, war seltsam genug gewesen. Als das Schiff sich der neuen Brücke und damit dem Quai näherte, wurde es von den in den Häusern am Quai blockirten Armeniern mit Bomben beworfen. Der Kapitän ließ sofort wieder in den Bosporus zurückdampfen und die „Cobra“ blieb bis spät gegen Abend draußen in Therapia, bis endlich ein zweiter Versuch gemacht wurde, in den Hafen einzulaufen. Auch hiet bot sich den Passagieren noch ein entsetzliches Schauspiel: eine Abtheilung türkischer Soldaten führte ein regelrechtes Gefecht gegen die in den am Quai befindlichen Häusern eingeschlossenen Armenier. Die an Bord befindlichen Passagiere wurden unfreiwillige Zeugen des fürchterlichen Blutbades, denn Hunderte von unbewaffneten Armeniern wurden niedergemetzelt; die Unglücklichen, welche versuchten, sich über die Dächer zu flüchten, wurden buchstäblich wie Spazzen heruntergeschossen.

Für uns Gefangene in Pera aber war die Kunde von der Landung der „Cobra“ eine Freudenbotschaft, denn sie brachte uns Erlösung. Schon für den Morgen des kommenden Tages — es war Freitag und Feiertag der Türken — hatten wir uns militärische Begleitung durch das Konsulat bestellt, die Pässe in Ordnung gebracht und Plätze auf dem Schiff belegt, das uns

Kräfte
— ein-
nd nun
schmach
leiben.
ich will
an das
nuch zu
Lachen
og ein
sie vor
nd all'
wurde
r die-
erz der
erz
das
Aber
zurück
brochen
ht in's
habe
tragen
einem
rümische
t, das
neue
Wagen
igen der
1.
al ent-
erreicht
ihrem
Blicke
h auch
gebirge
ari mit
Abend-
blenen
in, als
Greuel
wahr-
denen
an, der
ilenden
breueln
7. und
orfälle,
rksichen
n das
z hatte
da sich
e.
berung
ich der
ie mich
die zu
ustände
e Dar-
s. Es
d. S.),
den der

besser zur Flucht schien, als die Orientbahn, deren Führer und Geizer schon Tags zuvor die Opfer eines türkischen Ueberfalls geworden waren. Der Weg zum Landplatz führte uns über Hunderte von Leichen; die Straßen des Schlachtfeldes aber waren mit weißem Sande bestreut und hierdurch die Blutspuren verwischt worden. Es ist heute Selamit und für heute wenigstens soll der Schein der Ruhe und Sicherheit gewahrt werden. Gleichwohl ist das Schießen auf Galata-Serai und auf der Brücke noch nicht völlig eingestellt. Die Ruhe ist nur künstlich und die Kaufleute haben allen Grund, den Aufforderungen der Polizei, ihre Geschäfte und Läden wieder zu öffnen, nicht zu folgen. Wer kann wissen, was der morgige Tag bringen wird? Das Zutrauen hat auch ein Kundgana, den der Bürgermeister der Stadt mit seinem Sohne und einigen städtischen Würdenträgern durch Pera-Galata gemacht hat, der Bevölkerung nicht zurückgeben können. Man ist auf das Aeußerste gefaßt. Der Weg nach dem Quai bot noch einmal das ganze Bild des Grauels. In den Straßengräben oder an die Häuser gelehnt lagen die Todten. Einzelheiten sind zum Theil unbeschreiblich. Wir hatten die traurige Gelegenheit, zu sehen, daß die türkische Kaserei weder Weiber noch Kinder gespart hatte. Auf dem Schiffe war der größte Theil der gestern erst hier angekommenen Vergnügungsreisenden noch beisammen und zur Rückreise gerüstet. Vor unserer Abreise hatten wir Gelegenheit, zu erfahren, wie türkische Grausamkeit gewüthet hat. Von den 70 Kohlenträgern, welche seit Jahren die „Cobra“ bedient hatten und alle Armenier gewesen sind, war kein einziger gekommen; nur nach langem Suchen gelang es, zur neuen Fahrt das nothwendigste Aushilfspersonal aufzutreiben. Charakteristisch für türkische Verhältnisse mag der Umstand sein, daß die in Konstantinopel erscheinenden Zeitungen während der Tage des Massacres auch nicht die geringsten Notizen von dieser Thatsache brachten, sondern die Sache einfach totschwiegen. Die Redakteure hatten strikte Befehle in dieser Hinsicht erhalten.

Die auswärtigen Zeitungen wurden konfisziert; das türkische Telegraphenamit ließ keine Telegramme nach dem Ausland passieren. Die Vertreter der auswärtigen Presse wußten sich in der Weise zu helfen, daß sie durch die österreichische, französische oder deutsche Post Briefe nach Sofia oder Constanza (Rumänien) schickten und der Inhalt dieser Briefe dann von dort auf telegraphischem Wege dem eigentlichen Bestimmungsort zugeleitet wurde. Der Muth, mit welchem die auswärtigen Posten in dieser gefährvollen Zeit ihrem Dienste nachkamen, verdient volle Anerkennung. Die Postfächer wurden selbst während der Zeit des Massacres abgeholt, wenn auch nicht ausgelesen. Die Thätigkeit der Botschaften und Gesandtschaften aber hat während der kritischen Zeit wenig Lob seitens der in Pera wohnenden Fremden gefunden, jedenfalls fehlte ihrem Vorgehen die Bestimmtheit und Einmüthigkeit, die allein Erfolge hätte erzielen können. In Pera ist man der Meinung, daß die Vorfälle der jüngsten Tage dem Faßte den Boden ausge schlagen haben müßten und man sieht den politischen Folgen jenes Massacres mit Spannung entgegen.

Allerle

Nochmals die Spielkarten. Um den iberischen Studien die Spielkarten erfunden zu haben, streiten sich die Franzosen und die Chinesen. Bei ersteren sollen sie zuerst zum Amusement des schwachsinnigen Königs Karl VII. angewendet sein, während bei den Chinesen schon Anfang des 12. Jahrhunderts Karten gespielt sei. Auch die Indier behaupten, daß die Favoritin eines ihrer Sultane das „Teufels-Bilderbuch“ erfunden habe. Wir dürfen annehmen, daß die Spielkarten durch die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande zu uns gekommen sind und bald in der verschiedensten Weise benutzt wurden. Die Vorläufer der jetzt dominirenden französischen Karten waren die alten Taroks, von denen ein Spiel 72 Karten zählte. Sie waren numerirt, und Nr. 13 stellte den Tod vor, die als höchste Trumpfkarte alle anderen nach. In einem älteren Spiel finden wir auch die Bilder von wilden Menschen, ein Andenken an den durch seine Gemahlin verführten Nordkarls VI., der zur Maserade als Wilder gegangen war, als die Königin versuchte, sein aus langhaarigen Haaren bestehendes Gewand anzuzünden. Nach der französischen Revolution wurde die Kartenzahl auf 52 erniedrigt. Auch in England hat man diese Anzahl angenommen, jedoch die dort althergebrachte Ausführung beibehalten. Noch immer figuriren darin König Heinrich VIII. und seine Mutter Elisabeth

von York mit der Rose von York in der Hand, die durch die Kriege der weißen und rothen Rose (York und Lancaster) zu geschichtlicher Bedeutung gekommen ist. In Deutschland hat der Skat mit seinen 32 Karten das ehrwürdige Whist nahezu verdrängt. Eins jedoch haben die jetzigen Karten fast aller civilisirten Länder gemein, nämlich, daß das Spiel in vier verschiedene Unterabtheilungen getheilt ist, mag man sie nun Coeur, Pique oder Cibel, Schellen &c. nennen. Als ist überall die höchste Karte. Man wollte ehemals das Kartenpiel vom Schach ableiten und die Figurenarten als die gemalte Abbildung der Schachfiguren betrachten. Aber im Kartenpiel ist die Königin vom König abhängig, eine (bekanntlich nicht mehr geltende) Ueberlieferung aus den Zeiten, wo das Weib völlig unter dem Willen des Mannes stand, während sie im Schach die Hauptbeschützerin des schwerfälligen Königs ist. Die Ausführung der Karten ist fast in allen Ländern verschieden. Die Japaner haben Blumen, Vögel und andere natürliche Objekte und ihre Karten sind wahre Kunstwerke. Bei den Chinesen spielen die Drachen und andere Ungeheuer eine große Rolle. In alten deutschen Spielen finden wir Hasen, Papageien, Nelken und Rosen, die später durch Herzen, Schellen, Eickeln und Blätter ersetzt wurden. Die Hindus haben Sonne, Mond, Kronen, Harfen und Schwerter. Häufig wechselte bekanntlich die Kartenbilder zum Andenken an historische Ereignisse. So nach den Befreiungskriegen. In Nordamerika erstete man nach dem mexikanischen Kriege die dem republikanischen Geiste widerstrebenden Könige und Königinnen durch die Bilder der siegreichen Generale. Aber diese Neuerung hatte wenig Erfolg, und wir haben drüben nur Karten mit Königen und Königinnen gesehen. Nach dem letzten französischen Kriege wurde in Deutschland bekanntlich versucht, die Vortheile der französischen Karten mit den alten Zeichen der Deutschen zu vereinen. Es entstanden die sogenannten „Bombenkarten“ mit der Wägen der damaligen Fürsten &c. Aber die neuen Karten fanden absolut keine Gegenliebe und dürften ziemlich verschwendet sein. Um dem Patriotismus zu genügen, citirte man den Reim:

Ein rechter deutscher Mann kann seinen Franzosen leiden,
Doch dessen Karten kann man besser unterscheiden.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Von **Velhagen u. Klafings Monatsheften** geht uns soeben das Erste Heft des neuen (XI.) Jahrgangs zu. Die Zeitschrift bewegt sich in stetig aufsteigender Linie, sowohl dem textlichen Inhalt, wie der künstlerischen Ausstattung nach; dies Heft ertheilt uns aber doch als das vielseitigste und schönste der bisher erschienenen. In Romanen beginnen in ihm: ein spannend aussehender, in der Gletscherwelt spielender Roman „Der weiße Tod“ von Rudolf Straz und eine Erzählung aus der Künstlerwelt „Die grüne Thür“ von A. v. Klenow; daneben zwei Novellen von Hermine Billinger und Ida Vogt-Gd. Das künstlerische Schwergewicht liegt in einem geradezu wunder-voll aus den Kunsthägen der italienischen Renaissance illustrierten Aufsatz über „Lorenzo den Brächtigen“ (Text von Prof. Hengst-Heidelberg) und in einem in farbigem Kunstdruck ausgeführten Artikel über die „Pâte-sur-Pâte-Malerei“ des weltberühmten englischen Malers Colton (Text von Dr. Lehnert). Der allbeliebte Heinrich Heideplaudert humorvoll über „Erinnerungen“ aus der Zeit seiner Ingenieurthätigkeit; Generalleutnant von Hindlage über die „Reichshule in Hannover“, Martin Hagen berichtet über die „Berliner Kolonial-Ausstellung“. Fast sämtliche Artikel und Gedichte sind von Meisterhand illustriert: Professor Sinn-München, G. Koch-Berlin, der Orientaler W. Ruhnert, Al. Richter, M. Koebcke &c. wirken dabei mit. Aus dem sonstigen reichen bildlichen Inhalt erwähnen wir Bilder und Studien der jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden jungen Wortschreiber Künstler und vor Allem die „Kassandra“ von Max Klinger, welche als farbiges Titelbild das Heft einleitet, dessen Gesamteindruck es durch wirkliche Vornehmheit aus der Masse der periodischen Erscheinungen heraushebt.

— **Tegamisches und Kreolisches.** Von Gustav Meinecke. Exotische Novellen-Bibliothek Nr. III. Deutscher Kolonial-Verlag, Berlin W. 10. In rascher Folge hat sich das dritte Bändchen der früher erschienenen mit Verfall aufgenommenen Novellen „Kreolisches und märkische Geschichten“ und „Aus dem Kreolenlande“ angeschlossen. Es behandelt, wie seine Vorgänger, wenig bekannte Verhältnisse aus dem Süden Nordamerikas. Der Erzählung „Der Fall des Alamo“ liegt die tragische Episode des tegamischen Revolutionskrieges von 1836 zu Grunde, als das in San Antonio stehende Fort von den Mexikanern eingenommen und seine Mannschaften bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Die andere Novelle „Rollins Plantage“ verlegt uns in die Zudergebiete des unteren Mississippi, dessen kreolisches mit den Amerikanern sich mehr als bisher mischende Bevölkerung in ihrem Leben und Treiben eine durchaus charakteristische Behandlung erfährt. Wir brauchen kaum zu versichern, daß die Studien zu diesen Novellen an Ort und Stelle gesammelt worden sind.

verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.